

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 314. Ich bin Ihnen geschrieben, daß die Wedesweilersch uns Wort geschickt hatte, daß sie den Abend bei uns spende wollte. Ich bin in diesem Lenz gefickt in der Philipp, was mein Hosenband ist, hat dazu gesehen, daß auch ebens zu drin- tageweise ist. Die Wedesweilersch ist komme un mer ben zuerst ge- schickt vom schlechte Wetter un wie es doch früher in die Spring Siefen ganz annerstcher gewesen ist un wie der Spring in die alte Kontrie so schön war un das all un so bei un bei sin mer so weit komme, daß mer gege alles in dies hier Kontrie gefickt ben un unsern Meind aufgemacht hen, daß die Juneteit Stehts nocht wäre. Das Meit is nit so gar wie in Deutschland, hot der Wedesweilersch gesagt, das Bier is lang nit so gut, die Frucht is nit so gut — denkt nur einmal an die gute deutsche Mettsch un die Kerche — das Wetter is nit so gut un in Färdt die Mensch sin auch nit so gut. Do hen ich ihm recht gewone müße. Ich hen gefragt: Wedesweilersch, hen ich gefragt, wenn du gefragt hästst oder meine dußt, daß die Meinsfoks un die Kids hierzuland nids tauge, dann saß ich, du bist recht; die Lehdies hier sin all besser, wie in die alte Kontrie; se hen mehr Tälent, sin besser gudig, sin besser etzjukehlet un hen mehr Senz for Bihneß wie die Wimmenfoks in die alte Kontrie. Wie ich noch in Schoimennie genese sin, do sin ich grad so dumm genese, wie die annerer erscht hier hen ich gelernt, daß e Wimmen edfaktle so viel werth is, wie e Mann. Einbau loß ich mich hier nit alles gefalle un ich losse kein Schloß aus mich made, nait bei e lange Schatt. Ich hen mich ordentlich in die Gefickelment nei getoht un der Philipp hot gesagt: „Was is die Mütter mit dich, Lizzie, du ästt ja grad, als wenn du e poblid Spietsch mache dehtst un e deht dich Niemand glauwe, was du sage dußt. Mir wisse ja gut genug, daß du recht hast, awer dieselwe Zeit muß ich sage, daß es auch Etzgeppens genese dußt. Die Wimmen sin nit all gut un die Meinsfoks sin nit all schlecht un ich sage dich, ich hen schon lang mein Meind aufgemacht, in dies hier Kontrie emol e Blay zu luche, wo die Randichens different sin, wo mer immer schönes siefeneble Wetter hat un wo die Mensch diepeneble sin, wo mer nit immer effekt sein müße, daß mer en Staundrel in die Hand falle dußt un mit einem Wort, un e gebildeter Mensch ruhig un zufriede lewe kann.“

Schmoßt kriegt un dann is er widder fert. Mer hen dann das Sobshedd ge- schickelicht un hen von e ganze Latt annere Dinge getoht un ich muß sage, mer hen e artig plessente Abend genese. Es is schon ziemlich spät genese, wie die Wedesweilersch heim sin gange. Mir hen uns dann auch gleich schlaf gelegt, bitahs mer sin ziemlich ausgeheitert genese. Uff einmal, ich dente es is so puttinier drei Uhe Morgens genese, do sin ich ganz sottenlie aus mein beste Schloß uffgewed. Bei Galle, hen ich zu mich ge- sagt, Rindviech, du bist e Kameel, du bist e Rindviech, du bist e Guß. Der ganze Stiem von den Philipp un den Wedesweilersch is nids annerstcher ge- wese, als wie der Drid wo ich schon seit e paar Woche for gewart hen un wo mich der Dadter for gewart hat! Un ich enfältige Guß sin auch noch so dumm un geb ihn meine Einwil- ligung schriftlich un schwöre auch noch dazu. Well, so schnell wie der Blyg sin ich aus mei Bett, hen mich gedreht un sin fort zu die Wedeswei- lersch, for die alles zu verzähle. Was ich ausgefunne hen, das sag ich Ihnen das nächste mal. Awor da kann mer widder emal sehn, was so e miffertabiger Feller von e Mann for Drids jubst dußt, for e arme un- schuldige Frau zu fuhle. Mit bester Riegards

Hours Lizzie Hanfstengel.

Anzüglich.



A.: „Wenn es eine Seelenwanda- rung gäbe, als Kameel möchte ich nicht auf die Welt kommen.“ B.: „Ja, ich glaube zweimal als daselbe läme man überhaupt nicht auf die Welt.“

Bekanntmachung.

„Aber, Michel, warum seid Ihr denn gegen den Huberbauer so aufgebracht?“ „So, da soll ma' net wild wer'n! Ich g'höret in d' Würsch! nein, hat er g'sagt!“ „Das ist doch gar nicht so schlimm — es gibt ja auch sehr feine Würstel!“

Das ist was anderes.

Frau: So, jetzt stehen wir da, und wissen die Hausnummer nicht. Ich habe dich doch gebeten, sie zu merken. Mann: Hättest du sie dir doch lieber aufgeschrieben, da du doch weißt, daß ich immer ein schlechtes Gedächtnis für Zahlen habe. Frau: Davon merke ich aber nicht, wenn wir im Restaurant sitzen, da der Kellner seine Nummer behältst du immer ausgezeichnet.

Eine nette Gastwirtschaft.



Erster Gast: „Sie, Kellner, der Kaffee ist ja ganz kalt!“ Zweiter Gast: „Wollen Sie viel- leicht mit mir tauschen? Mein Bier ist nämlich ganz warm!“

Hinterwachen.

Schwiegermutter (zu den Neuw- mählten): „Also ich wünsche euch noch- mals viel Glück auf eurer Hochzeits- reife und vergeht nicht, überall, wohin ihr kommt, Photographien und An- sichtsarten zu kaufen, damit ihr nach- her wißt, wo ihr gewesen seid!“

Nicht zum Vergnügen.

„Ach, es ist gar nicht zu beschreiben, was für Kummer und Aerger ich mit Dir in der Ehe habe!“ „Ja, hast Du denn zu Deinem Ver- gnügen geheiratet?“

Unter Freundinnen.



Schriftstellerin: „Ich bin gan- froh, daß ich geheiratet habe! Mei- Mann ist mir wirklich eine Stütze!“ Freundin: „So!... Kocht er do- schreibt er?“

Wie Häuser entstanden.

Jedes Volk hat seine Urzeit; in den Völkern, die wir die wilden bezeich- nen, können noch jetzt Urzustände und Unfähigkeiten gefunden werden, die uns an die vorweltgeschichtlichen Menschengeschlechter erinnern. So hatten sich z. B. Völkerstämme von Neuhollland an einer Ausstellung be- theiligt — sie stellten a. B. nichts aus als — hölzerne Waffen. Außer diesen lieferten sie noch aus Gras geflochtene Beutel, in denen sie ihren Schvorrath unterbringen. Die Kunst zu bauen tannnen auch sie nicht. Sie ahnten kaum ihre schüch- ternsten Anfänge. Im nördlichen Neuhollland, das keinen Winter, son- dern statt dessen eine monatelange Re- genzeit hat, verschafft sich der Austral- neger durch das Graben eines großen Loches, das er mit Reisig bedekt, eini- gen Schutz. Er schmirt seinen Kör- per mit Fett, legt sich auf dieses Reisig und läßt das Wasser an seinem Körper hinunter in die Grube laufen.

In den nordischen Gegenden reich- ten jedoch diese Schlammfellerbauern den Urmenschen schon nicht mehr aus. Sie verstanden zwar auch keine Häuser zu bauen, aber die Natur kam ihnen zu Hilfe. Sie bot ihnen in den Gebirgen eine Menge Höhlen. Hier wohnten sie mit ihren Familien unter einem schüt- zenden Dach. Die Höhlen reichten mit der Zeit nicht aus. Die Menschen wa- ren gezwungen, sie künstlich herzustel- len. Eine flassende Spalte wurde der Einwirkung des Feuers ausgesetzt, ge- gen den heißen Stein Wasser gegossen, so daß er barst und Stücke herunter- brachen. Ein merkwürdiges Exemplar einer solchen künstlichen Felsenhöhle fand man im südlichen Württemberg. Dort steht irgendwo ein Stein am Berghang, der auf die beschriebene Weise künstlich ausgehöhlt ist. Nur die Außenseiten blieben stehen, wie die Schalen eines hohlen Eies. Im vorderen Theile deuten eine Anzahl ge- schwärzter Steine den Feuerherd an, der hintere Theil des Raumes ist hoch und schwer zu erklettern. Aber auch in den ebenen Theilen schleppten sich die Urmenschen einen Haufen Steine zu- sammen, wie man sie als Feldsteine im Freien findet. Diese Steine, die in der Eiszeit auf schwimmenden Schof- len von den nordischen Gebirgen her- angelitten, trieben über den damals noch unter der Meeresfläche liegenden Norden Deutschlands und sanken in- folge des Verschmelzens des Eises zu Boden. Es sind dies die heutigen erraticen Blöde. Solche Blöde wälz- ten die Urbewohner Germaniens in ei- nem Kreis zusammen und überdeckten den damit eingeschlossenen Raum mit flachen Steinen. Derartige Höhlen wurden mehrere im westlichen Schie- sen entdeckt. Anfanglich hielt man sie für Heiden- oder Hünengräber, denn sie waren diesen von außen gleich. Höhlenhäuser fand man auch in Ned- lenburg, aber sie unterscheiden sich we- sentlich von den beschriebenen. Hier hat man zwar auch einen Berg aus Erde, un darin zu wohnen, aber der feste Unterbau, zu dem der Erdberg nur die Umhüllung bildete, war aus Holz.

Aus diesen Höhlenwohnungen von Erde, Stein und Holz entstanden durch sorgfältigere Aufschichtungen der Wän- de allmählich die Häuser. Von dem Trieb befeht, die Form der Steine im Lehm nachzumachen, un auf diese Weise dünnere und schlankere Lehm- wände zu gewinnen, formte man spä- ter große Backsteine, die an der Sonne getrocknet wurden. Uralt ist die Zie- gelbereitung. Schon im frühesten Al- tertum wurden Juden in Aegypten und Babylonien zur Ziegelbereitung gezwungen. In Babylonien wurden sogar die Todten in ähneren Särgen be- stattet. Diese bestanden aus einer wohlgebrannten oberen und einer un- teren Hälfte. Nachdem der Todte zwi- schen beiden eingeschlossen, verschiebte man die Klagen sorgfältig mit Lehm und sehte das Ganze wieder dem Feuer aus. Einen solchen Sarg tonnte man einfach aus Feld stellen.

Weniger rasch konnte sich das ei- gentliche Holzhaus entwickeln. In Ja- pan und Norwegen wurden nicht nur die Land- und Wohnhäuser, sondern auch die öffentlichen Gebäude aus Holz hergestellt. Gleichwohl konnte es Lehm wie den Bruchstein nicht verdrängen, denn eine Wand von Holz tann sich an Dauerhaftigkeit mit der eigentlichen Mauer nicht vergleichen. Man suchte durch Anwendung stärke- rer Stämme die Lehmverklebung überflüssig zu machen. Mit besseren Instrumenten als die Urmenschen ver- sehen, schleppte man gerade glatte Stämme zur Baustelle und legte je ei- nen Stamm der Länge nach horizon- tal auf den anderen, bis die Wand hoch genug war. Um den Stämmen nöthigen Halt zu geben, baute man die vieredigen Häuser derart, daß die beiden Seitenwände die Vorder- und Hinterwand, gewissermaßen durch- schnitten, so daß die Balkentöpfe aller vier Enden über die Ecken hinausrag- ten. So entstand das Blockhaus.

Die Pfahlbauten waren aus fol- gende Art errichtet: Man ramnte nahe am Ufer in seichtes Wasser roh zugespitzte und am Feuer geschwärzte Pfähle, die in regelmäßigen Reihen geordnet wurden. Auf diesen Spigen wurde nun ein ausgehöhlter Rost aus Balken, Flechtwerk und Erde be- stehend, angebracht. Er wurde mit den Erde durch eine transportable Brücke verbunden; auf diesem Roste errichtete man Häuser. So war man sicher vor wilden Thieren und den oft noch schlimmeren Menschen. Man hat diese Pfahlbauten in den meisten Seen der sogenannten ebenen Schweiz gefunden. Holz und Lehm, die bisherigen Baumaterialien, haben der Entwicke- lung der Baukunst keinen starken Vor- schub geleistet. Stein ist das beste Baumaterial der Welt. Der mit Qua- dern arbeitende Baumeister verließ schon bald die einfachen Formen, un nicht nur zweckmäßig, sondern auch stilgemäß zu bauen. Die eigentliche Baukunst beginnt mit den Pyramiden in Aegypten und Babylon. Die ältesten dieser Monu- mentbauten sind Grabhügel. Die Kö- nige dieses Volkes bauten sich bei Le- benszeiten als Wohnung nach dem Tode ein Grab so groß und herrlich ausge- führt, wie es ihrer Macht entsprach. Die Pyramiden sind im großen Maß- stabe genau gebaut wie das Hünen- grab. Der einzige Unterschied zwi- schen dem nordischen Hünengrab und der Pyramide besteht in der Größe und in ihrer regelmäßigen Form. Nicht nur in Aegypten, auch in Vor- drassen wurden im Alterthum Pyra- miden gebaut. So in dem am Eu- phrat gelegenen Babel mit dem so- genannten Babylonischen Thurm. Dies- ses Bauwerk war nichts anderes, als eine kolossale, sehr breite und lange Pyramide, die aus sieben freistehenden und stiel übereinander aufgetragenen bunten Stufen von 70 bis 90 Fuß Höhe bestand. An den Seiten der Stufen führte eine Treppe von Ter- rasse zu Terrasse bis zu der großen obersten Plattform hinauf. Dort oben stand, die Pyramide krönend, ein Tem- pel. Die babylonische Stufenpyra- mide war das höchste Gebäude der al- ten Welt. Derartige Pyramidenbauten findet man, wenn auch in bescheidener Größe, in allen Ländern der Welt, auch bei den alten Azteken in Mexiko. Immer aber wurden diese Gebäude nur in solchen Zeiten errichtet, die den unmittelbaren Uebergang der Mensch- heit aus der Wildheit zu den ersten Triumpfen der Kultur bildeten.

So lernten die Menschen das Bauen. Haus, Höhlen und Hüden wurden Häuser und Monumentalbauten auf dem Wege langamer Entwicklung, den die Menschheit auch in der Bau- kunst durchgemacht hat.

Landgrebe.

Kamerad.

Stimme von Theovan Garbuo.

Es war eine tolle Nacht. Als Dr. Magnus Stejn, von wind- verwehter Stimme bei Namen geru- sen, aus seinem einsamen Landhaus trat, peitschte ihm der Regen so eilig ins Gesicht, daß er kaum die Augen öffnen konnte und nur mit Mühe un- terschied, wer vor ihm stand. Und auch dann glaubte er's noch nicht. Zu ähnlich einem phantastischen Nachge- bilde war das Pferd, das mit schla- genden Flanken an der steinernen Treppe hielt und leise schnaubend den Kopf nach ihm wandte, — und die windzerzaufte Gestalt auf seinem Rit- ten.

„Kräutlein von Kraut, . . . bei sol- chem Wetter!“ „Ja, — ja, — ich selbst! Es gab seinen anderen Voten, sonst wäre ich gewiß nicht zu Ihnen gekommen, Herr Doktor! Aber es blieb keine Wahl, und „Kamerad“ buldet keine andere Hand am Zügel als die meine. Sie müssen hinter mir aufsitzen, es war in dem ganzen Nest kein zweiter Gaul aufzutreiben. Aber worauf warten Sie denn doch! Sie können doch höf- lentlich auf der Dede reiten!“

Das bereit gehaltene Verbandszeug unterm Arm, — denn nur die Ver- zweigung konnte bei diesem Wetter nach dem Arzte rufen, — that er wie sie geheißen, schwang sich müheles hin- ter sie, — und mit einem Zungen- schlag ließ sie das Tier in Trab fallen. Sie schwiengen beide. Er hatte eine Zeitlang das Gefühl zu träumen, aber der Regen, der unarmherzig bis auf die Haut durchschlug, belebte ihn bald eines anderen. Es war ein böser Ritt. Die Bäume längs der Straße dröh- ten mit beinahe menschlichen Lauten, die Telegraphendrähte über ihnen piffen und sausten in gellender Melodie, und unter ihnen söhnte das abgehegte Pferd.

„Lassen Sie „Kamerad“ Schritt gehen oder er bricht zusammen!“ be- feht er hart. Sie antwortete erst nach einer Weile, ohne zu gehorchen. „Das Pferd oder das Kind?“ sagte sie. „Es ist eine zweifelhafte Grausamkeit, auf diese Weise kommen wir nicht bis Foltswang!“ fuhr er fort. Wieder zögerte sie mit der Antwort. „Kamerad“ hält aus! „Kamerad“ hat mich noch nie getäuscht!“ sagte sie dann, und sich niederbeugend, sprach sie in gebrochenen Worten der Färllich- keit zu dem zitternden Goldsuchs.

Magnus Stejn preßte die Zähne aufeinander. Der Wind trieb ihm ein- zeln lose Strähnen ihres Haares ins Gesicht, dieses wilden, trohigen, leuch- tenden Haares, dessen Schimmer ihm nie aus den Gedanken weichen wollte, mochte er in dumpfen Krankenstuben mit dem Tode un ein Leben kämpfen,

oder daheim am Schreibtisch arbeiten, bis ihm der Kopf wickelte. „Ich glaube, Sie liebten Ihren gu- ten „Kameraden“,“ sagte er zwißchen den Zähnen. So fuhr er jäh in die Höhe. „Glauben Sie, Herr Doktor! Wirk- lich! Warum hätten Sie mir auch sonst damals die wunderhübsche Rede über Weiblichkeit und unmaßgebaste Liebhaberzeilen gehalten! Sie sagten, wenn ich nicht irre, daß es meiner würdiger wäre, wenn ich meine Liebe den Menschen zuwendete, die meiner bedürftig. Heute will ich Ihnen eine Antwort darauf geben! Es hat noch nie ein Mensch meiner bedurft, — nie! Ich bin aufgewachsen, elternlos, wie ein Vogel im Walde, den man leben läßt, weil er da ist. Doch ich hatte den Menschen nicht einmal das Lied eines Vogels zu geben. Aber mein „Kamerad“, mein guter „Kamerad“, der braucht mich, ja du! Wir zwei haben uns lieb! Mein Gutes, mein Tapferes, mein Einziges!“

„Und doch opfern Sie das Pferd, Marie Luise!“ „Sie sollen mich nicht so nennen!“ glühte sie auf. „Nicht einmal Sie ha- ben mich verstehen wollen, mein gelehr- ter Herr! Jawohl, ich opfere das Pferd, wenn es sein muß! Haben Sie schon einmal gesehen, wenn ein Kind, ein kleines, zartes Körperchen sich in den Rissen windet wie ein getretener Wurm, und die Mutter liegt daneben, — halb wahnfinnig vor Schmerz und Verzweiflung — und die dummen Geschlechter alle herum, und die blöden Vorschläge: „Heiße Bäder, — nein, kalte Umschläge, — Baldrian und Kamilleentee und Balsam, — eh! Glauben Sie ja nicht, daß ich aus Mitleid mit Mutter und Kind so ge- handelt habe, — der Eitel hat mich fortgetrieben und die Wuth! Da haben Sie mein Bekenntniß! Und nun könn- ten Sie Ihre Strafpredigt von neulich ruhig vollenden, heute laufe ich Ihnen nicht davon!“

Aber Magnus Stejn sagte kein Wort. Sie wandte mißtrauisch den Kopf zu ihm. Trotz der Dunkelheit sah er, wie bleich ihr Gesicht war und wie ihre Augen flammten. „Glauben Sie vielleicht, dieser Ritt soll der Auftakt zu einem chemischen Prozeß sein? Buttermilch und Him- beerlimonade, woraus Ihre sanften Jungfräulein zusammengesetzt sind, die Sie mir neulich als Muster an- priesen? Nie werd' ich das, — nie! Und wenn ich auch nie wieder meinen guten „Kamerad“ zu einem tolsen Ritt fätseln sollte, — ich bleibe, die ich bin!“

„Aht man in Foltswang, wo Sie sind?“ fragte er rauh dazwischen. „Weiß nicht!“ rief sie zurück. „Je- denfalls werden sie nicht besorgt sein. Vorwärts, „Kamerad“, vorwärts!“ „Sie sagen das Pferd zuhaben!“ rief er wieder und versuchte, ihr in die Zügel zu fallen, aber ihre kleinen, kal- ten Hände hielten sie eisensest. „Das Pferd oder das Kind!“ wehrte sie ihm grollend. „Ich hab' auf der Welt nur zweierlei lieb — meiner Schwester Kind, — und „Kamerad“. Eins von beiden muß dran glauben! Vorwärts!“

Er sagte kein Wort mehr. Im Dunkel der Nacht schimmerte ein Licht- chen auf, — ihr Ziel. Weit vornüber- gebeugt starrte sie auf den dunklen Weg, und wieder hörte Magnus Stejn, wie sie zu ihrem Lieblich sprach, halbblau, abgesehen, und ein- mal ein kurzes, trodenes Aufschluch- zen.

Noch zehn Minuten in taumelndem Trab, dann schob sich das massige Viered des Herrenhauses aus dem Regen heraus. Das Hofstorf stand of- fen. Ein Dunt schlug an, — scharf klang der Hufschlag des Pferdes auf den nassen Steinen. Mit einer ge- schmeiigen Bewegung glitt das Mäd- chen zu Boden und bückte sich nach den Riemen der Dede. Magnus Stejn stand unschlüssig neben ihr.

„So gehen Sie doch hinauf,“ sagte sie feindselig, ohne ihn anzusehen. „Mich brauchen Sie doch wahrhaftig nicht dazu! Jetzt hat mein „Kamerad“ das erste Recht auf mich!“ Sie zog das Pferd fort und ließ ihn stehen. Magnus Stejn trat in das Haus und stieg die schwach erleucht- e Treppe hinauf. Während sie „Kame- rad“ der Pflege des Dieners auf Mi- nuten anvertraute, ging sie, um Brot und Brandt zu holen. Als sie zurück- kam, stand „Kamerad“ im trüblichen Stall mit zitternden Flanken und gro- ßen Schaumflocken an Hals und Brust. „Mein Tapferes, mein Liebes. . .“

flammelte sie, ihm auf der flachen Hand die Lederbissen bietend. Der Goldsuchs nahm sie mit prüfenden Rührern, aber in demselben Augen- blick, mit einem stöhnenden Laut brach er zusammen. Marie Luise warf sich neben ihn, schlang die Arme um sei- nen Hals und vergrub ihr Gesicht in seiner langen, feuchten Wagne. „Lange, lange lag sie so. Der Mor- gen graute. Dann kamen Schritte über den Hof, die sie aufschredten. Es war Magnus Stejn. Er sah ihr ins Gesicht und wußte alles. Ganz sanft nahm er ihre Hand. „Sie ha- ben das Kind gerettet,“ sagte er weich. Marie Luise nickte nur.

„Ihre Schwester sucht Sie. Sie möchte Ihnen so gerne danken!“ „Sie sollte „Kamerad“ danken. Aber er ist todt. Ich habe ihn sterben lassen müßen, er hat meine Liebe nicht gebraucht. . .“ „Aber ich kenne einen Menschen, der Ihre Liebe zum Leben braucht, Marie Luise,“ antwortete er. „Einen Menschen, der mit seiner Sehnsucht und Liebe gerungen hat, ehe er zur Klarheit kam, was ihm festste zu sei- nem echten, lebenswerthen Dasein. Marie Luise, was ich brauche, ist ein Weib, das mit mir geht, Seite an Seite, durch Regen und Sturm und Nacht mit der gleichen starken Treue wie durch den Sonnenschein.“

„Sie überließ ihm ihre Hände.“ „Du brauchst mich,“ rief sie unter La- chen und Weinen. „Du großer, klug- ger, gelehrter Mann — mich böse, dumme Wildtahe?“

„Ja, ja, so wie du bist, in all' dei- ner herben Herrlichkeit,“ rief er. „Ach, Magnus,“ flatterte sie hilflos, und dann in jäh ausbrechendem Jubel schlang sie die Arme um seinen Hals. „Ach, Magnus, glaube mir, ich will dir eben so treu sein, eben so tapfer und stark und treu, wie . . . wie . . .“ ihre Lippen zitterten. Er küßte sie mit ehrfürchtiger Zärt- lichkeit. „Mein guter „Kamerad“,“ sagte er leise.

Ein Storchenehestol.

Ein Arzt in Strassburg theilt fol- gende Beobachtung mit: Auf der West- und Südseite des Münsters sind jährlich einige Störche ange- sichts, und es gewährt mir immer un- endliches Vergnügen, mit meinem Fernrohre diese interessanten Vögel auf ihren lustigen Stigen zu beobach- ten und ihre Sitten zu studiren. Sie machten einander gleich nach ih- rer Ankunft im Frühjahr den Hof, jeder suchte sein Weibchen. Trotz al- ler aufgewandten Liebenswürdigkeit gelang es jedoch einem der Störche nicht, eine Braut zu gewinnen; der Gegenstand seiner Neigung schenkte seine Liebe einem anderen. Das junge Paar war glücklich in seinem Neste, und der ausgeziesene Nebenbuhler, nun ein träumerischer Hagestolz, sah trübe und düstet, den Hals eingezogen, auf einem nahen Kamin, wie etwa der „Ritter von Zoggenburg“, und sah mit Neid und Eiferlust her- über auf das liebende Paar. Dem jungen Storchenehepaar lagen bald vier Eier im Neste, und ich sah eines Tages, wie die Mutter sie mit dem langen Schnabel bedekte, als die Jun- gen zum Ausschlüpfen bereit waren.

Die Kleinen mit den schwarzen schwarzen Schnäbeln konnten bald die Köpfe heben und piffen nach Na- rung, sowie sie die Eltern aufstiegen hörten. Der abgewiesene Freier aber sah noch immer einam, Haß brütend, auf seinem Spornstein und blüde zürnend auf sie herüber.

Eines Tages waren die Eltern beide ausgeflogen, als ich einen Storch sah auf das Nest herabneigen und ihn ingrimmig mit dem scharfen Schnabel nach den Jungen stechen sah. Blut floß, die armen Kleinen neigten das Haupt und lagen todt im Neste. Zu weit war ich entfernt, um den Mörder zu verjagen, obgleich das Fernrohr mir den Auftritt ganz nahe vor die Augen brachte. Nach volbrachter That flog der verruchte Mörder fort und legte sich wieder auf sein Kamin.

Bald darauf kam die Mutter zu- rick, und als sie über dem Neste flate- terte und ihre Kinder todt daliegen sah, entfloß ein schmerzliches Pfeifen ihrer Brust und sie eilte in schnellem Fluge von dannen, um ihren Gatten zu rufen. Beide kamen in Eile an, setzten sich mit einer unaussprechlichen Mitleid des Schmerzes auf das Nest, rüttelten mit ihren Schnäbeln die entseelten Leiber ihrer Kleinen, und ein dumpfes Pfeifen kontrastirte selb- sam mit dem so fröhlichen Klappern.

Während er erhoben sich beide Eltern vom Neste, stiegen senkrecht in die Höhe und führten mit Wuth auf den gegenüberliegenden Mörder herunter. Meine Augen waren allein Zeugen seiner That gewesen: die Störche aber hatten sie sofort geahnt. Ein furcht- licher Kampf begann, die Schnäbel wurden zum stehenden Spere, zum hauernden Schwerte, die Schläge der beiden Flügel lösten weit hinaus, die Federn flogen in die Runde. Bald stürmten die Kämpfer, wie vom Wir- bel getrieben, in der Luft herum, bald neigten sie sich kämpfend auf die nahen Dächer, bis endlich der Mörder die Flucht ergriff und, von den Sie- gern verfolgt, mir aus den Augen kam. Er wurde, so scheint es, von ihnen getödtet, denn niemals sah ich ihn wieder auf dem Kamin.

„Einen Gruß von der Mutter,“ sagte ein kleiner Junge zum Schläch- ter, dessen Vaden in einer lebhaften Vorstadt lag, „und sie schickte mich her, daß ich Ihnen den großen Kno- chen zeigen soll, den Sie ihr heute Morgen mit dem Rindfleisch geschickt haben.“

„Sag deiner Mutter, das nächste Mal, wenn ich einen Ochsen ohne Knochen schlachte, will ich ihr eine Keule zum Geschenk machen,“ versetzte der Fleischmeister grinsend. „Einen Gruß von Mutter,“ fuhr der kleine Mann fort, „und sie sagte, das nächste Mal, wenn Sie wieder ein Stück Rindfleisch mit einem Hammel- knochen darin haben, möchte sie gern den ganzen Kadaver als Kuriosität taufen.“